

Siehe S. 200

Südostdeutsche Vierteljahresblätter

Sonderdruck

aus Heft Nr. 4/1960



In dieser Zeitschrift des Südostdeutstums sei auch noch einer letzten Eigenwilligkeit Hugo Wolfs gedacht, die heute fast einmalig zu nennen ist, Gott sei's geklagt! Wolfs engere Heimat lag im Mieslingtal zwischen dem Bachernstoc und den Steiner Alpen, in einer Landschaft, die durch Bergkapellen und zahlreiche Ruinen geschnitten ist. Es ist eine romantische Welt, wie sie ein anderer Dichter der östlichen Bezirke, Eichendorff, besungen hat, und sie ist im Charakter mittelalterlich deutsch. „Ach, hier wie liegt die Welt so licht!“ — wie klingt dies doch bei Wolf! Sie ist durch die südlicheren Winde und zärtlicheren Lüfte zu ausgereifterer Schönheit gebräunt. In Windischgrätz, dem Geburtsort Hugo Wolfs, tragen die Gesteine der 1191 erbauten altgotischen Taborkirche des Sankt Pankraz noch deutsche Namensinschriften.

Weil die Weltgeschichte es so wollte, hätte nach dem ersten Weltkrieg der Altösterreicher Hugo Wolf der deutschen Minderheit Jugoslawiens angehört. Man spreche nicht, was diese Außerlichkeit einer Grenzverrückung besage, vielleicht zusamt der weiteren Feststellung, daß Windischgrätz, wenn auch nur einen Hirschenprung von dem geschlossenen deutschen Sprachraum entfernt, im slowenischen Sprachraum liegt. Es ist hier immerhin ebensoviel von Außerlichkeiten wie von Innerlichkeiten zu reden, auch wenn ein Thema der Kunst behandelt wird.

Uns ist es wie ein Testament des seinen Tod ahnenden Musikers, daß er eines seiner drei Lieder nach Worten Michelangelos, seines letzten Liederzyklus, als Baustein für das Deutsche Haus in dem unweit von Windischgrätz gelegenen Städtchen Gillsdorf stiftete. Was heißt das? Das Sichaufbäumen gegen das große Verlieren der Deutschen im Osten ist ein wesenhafter Zug jenes Menschen, der an der von Seinesgleichen sich immer mehr entleerenden Grenze aufwächst. Ihn werden die nach außen mehr gesicherten, im Inneren aber um so unsicherer werdenden Menschen des mittleren Kernlandes nie ganz verstehen. Richard Strauß, ein Liedgestalter nach Wolf, schreibt einmal an Hugo von Hofmannsthal, daß ihm Wolf nur als eine Masse von Aufführungsbesuchern etwas bedeute. Wer wagt in solcher Atmosphäre vorzubringen, daß wahrer Geist und großes Herz im Recht der Nation und nicht im Unrecht der Klasse schlägt?! Auch das gehört zur Einmaligkeit Hugo Wolfs, daß in seinem unbefangenen Volksethos die Liebe zur Nation mit sublimster Meisterschaft der Töne paarläuft.

Es schmerzt uns doppelt, wenn wir durch das Eintreten Wolfs für seine Abstammung und seine Zusammengehörigkeitsvorstellungen hindurch die schwermütige Klage Michelangelos vernehmen:

„Wohl denk ich oft an mein vergangenes Leben,
wie es vor meiner Liebe für dich war
Ich dachte wohl ganz dem Gesang zu leben,
zu flüchten aus der Menschen Schar ...“

Es war ein Abschied, bevor ein hoher Geist nach unerträglichen Qualen in der Irrenanstalt von Döbling ganz verglühte. Es muß als persönlichste Klage rühren und vor allem uns ergreifen, an die der aus seinem Leben Entfliehende sich zuleht wandte.

Hermann Neubacher und der Wiener Schiedsspruch

Von Heinrich Zillisch

Am 1. Juli starb in Wien mit siebenundsechzig Jahren der einstige deutsche Sondergesandte für Südosteuropa während des 2. Weltkrieges Dr. Hermann Neubacher, an den sich dankbar zu erinnern alle Südostdeutschen Ursache haben. Denn was das

Urgeheiß ihres Bestehens inmitten anderer Völker war: Achtung vor jedem Volkstum — nicht allein aus politischer Einsicht, sondern Achtung und Verständnisbereitschaft als innere Haltung, als Selbstverständlichkeit, als im Alltag ständig wirkendes Gefühl — das bestimmte auch Neubacher. Jede Zeile seines Erlebnissbuches „Sonderauftrag Südost 1940—1945“ (Göttingen, 1956) beweist es und zeigt auch noch ein anderes: seine Männlichkeit, Klarheit des Denkens, Tapferkeit, ungewöhnliches politisches Geschick, und als natürliche Folge solcher Tugenden sprachliche Sicherheit und Ausdruckskraft, die das Buch zum literarischen Meisterwerk erhöhen.

In Wels in Oberösterreich geboren, im 1. Weltkrieg als Frontsoldat glänzend bewährt — der „Neubacher Kopf“ am 1. Jänner ging in die Kriegsgeschichte ein — wurde Neubacher, dessen politische Überzeugung mit dem Wort „Großdeutscher“ umrissen werden kann, durch den von Dollfuß bürgerkriegsartig vertretenen kleinösterreichischen Chauvinismus zu den Nationalsozialisten hingedrängt, obwohl er ihnen nie ganz geheuer war und Ideologien als politischer Realist keineswegs schätzte. Seine Tätigkeit als Landesleiter der illegalen NSDAP in Österreich dauerte deshalb bloß kurz. Nach dem Anschluß Österreichs ans Reich blieb er, von den Gauleitern oft beeinträchtigt, nur zwei Jahre lang Bürgermeister von Wien. Doch seine politische Begabung konnte nicht brachgelassen werden. 1940 übernahm er als Sonderbeauftragter die Lösung der Wirtschaftsprobleme des Balkans, eine für Deutschland und die Südostvölker beklemmend schwere, für ihn ungeheuerere Aufgabe.

Neubacher gelang es, die von den Westmächten gestoppten Öllieferungen Rumäniens an Deutschland freizukämpfen; er schloß mit Bulgarien den Geheimvertrag ab zur Versorgung der deutschen, nach Griechenland marschierenden Truppen; er rettete nach Ausweitung seiner Vollmachten Griechenland aus einem Chaos von Hunger und zerrütteten Finanzen; er brachte es fertig, trotz den unklaren Konzeptionen Berlins seine eigenen vernünftigen Pläne zum Nutzen Deutschlands durchzuführen, sich in Bukarest, Belgrad, Sofia, Tirana, Athen und selbst in Agram, wo er die Ustascha für einen Krebschaden hielt, Freunde zu gewinnen, weil er die Bedürfnisse dieser Länder nach Möglichkeit berücksichtigte; er wandte sich dagegen, mit Geiselerchießungen dem Partisanenterror zu begegnen und bewahrte Ungezählte vor dem Tod.

Nach der Katastrophe von den Amerikanern den Südslawen ausgeliefert, befürchtete man seine Hinrichtung, doch selbst das Tribunal der Titoisten konnte ihm nur vorwerfen, er habe die deutsche Kriegsführung unterstützt. Wegen dieses „Deliktes“ verurteilte man ihn zu zwanzig Jahren Kerker, gab ihm aber nach sieben Jahren die Freiheit. Bald darauf berief ihn für einige Zeit der Kaiser von Abessinien als Ratgeber zu sich. Zuletzt arbeitete Neubacher in Wien bei Wirtschaftsorganisationen.

Diesem außerordentlichen Mann, von dem man in Berlin munkelte, er sei — was sich leider nicht bewahrheitete — ausersehen, Ribbentrop als Reichsaußenminister abzulösen, begegnete ich zum erstenmal im Sommer 1940 in Salzburg. Mehrere Schriftsteller von Namen saßen dort abend beim Wein; zwischen Weinheber und Wilhelm Schäfer entbrannte eine hitzige Auseinandersetzung über das Perfekt.

„Sag mir“, rief Weinheber, „das Perfekt von Sigen!“ — „Ich habe gegessen“, grollte Schäfer. — „I net!“ jubelte der große Lyriker. „Nie hab i gegessen. Und jetzt — wie lautet das Perfekt von Stehen?“ — „Ich habe gestanden!“ donnerte hochrot der dreiundsiebzigjährige Schäfer. — „Ja, was hast gestanden? Heraus mit deiner Sünd!“ triumphtierte Weinheber und erklärte leidenschaftlich, als wäre er wirklich ein österreichischer Spießer, daß die Norddeutschen alleweil die Tätigkeitsform gebrauchten, auch wenn es sich ums einfache Sein handele, weil sie stets etwas haben müßten, während die braven Süddeutschen, besonders die ach so sanften Österrei-

cher, die Leidensform bevorzugten; sie wollten ja nie etwas für sich; das schlichte Sein sei eben ihre Sache, die wertvollere.

Der Rheinländer Schäfer, so willkürlich zum Norddeutschen gestempelt, wurde jetzt deren Verteidiger, schlug bitterböse auf den Tisch, nannte Weinheber einen Esel, seine Perfekthilosophie blanken Blödsinn; der Krieg von 1866 schien sich literarisch wiederholen zu wollen, denn wir alle nahmen aufgeregt Partei und schossen Geistesblitze ab.

Da erhob sich am Nebentisch ein uns fremder Herr mit sehr ausgeprägten Gesichtszügen, trat herüber und begann eine Besänftigungsrede in so makellosem ciceronischem Latein, daß jedermann verblüfft verstummte; eine, wie man zugeben wird, bei streitenden Dichtern hervorragende diplomatische Leistung. Es war Neubacher. Unausgetragen blieb freilich, ob Sein oder Haben der Sieg zusam, und das schien mir, da beide nötig sind, nicht bedauerlich.

Als Neubacher meinen Namen hörte, zog er mich rasch in eine Ecke und entrollte mit wenigen Worten die außenpolitische Situation so anschaulich, wie wenn er die Figuren eines im Gang befindlichen Schachspiels bezeichnete. Was ist denn Politik anderes, als die Begebenheiten scharf ins Auge zu fassen und dann den besten Zug zu finden?

Rußland sei, sagte er, mit der Abtretung Bessarabiens und Teilen der Bukowina nicht satt geworden, es fordere weitere Gebiete von Rumänien; das berühre deutsche und gesamteuropäische Interessen empfindlich. Darum müsse man sich dagegen wenden, am einfachsten in der Form einer Garantie der jetzt verkürzten rumänischen Grenzen. Es wäre aber ein Affront für Moskau, allein die Ostgrenzen zu garantieren, man müsse alle Grenzen Rumäniens miteinschließen; und das wieder sei solange unmöglich und wäre eine Bräskierung Ungarns, als diesem in der siebenbürgischen Frage nicht entgegengekommen werde. Man plane daher, Siebenbürgen wie einen Apfel zu zerschneiden und Budapest eine Hälfte auf den Teller zu legen, worauf die Grenzgarantie für Rumänien erklärt werden könne. Das sei vor allem Italiens Meinung. Was dächte ich als Siebenbürger hierüber?

Ich antwortete erschrocken, der Plan sei töricht; durch Siebenbürgens Teilung verfeinde man Ungarn und Rumänien nur noch ärger, was dem Reich nichts nütze, denn es brauche beide als Bundesgenossen; eine gerechte Verteilung Siebenbürgens sei bei der verzahnten Siedlung seiner Völker unerreichbar, man zerreiße jedes von ihnen; siedle man, was, wie Neubacher sagte, die Rumänen wollten, alle Madjaren in die Westgebiete des Landes um, alle dort lebenden Rumänen in die östlichen, so ergäben sich unabsehbare menschliche und politische Auswirkungen; kurz, ich nannte neben diesen noch alle anderen zahlreichen Gründe gegen die Teilung, und dann schlug ich vor, die endgültige Lösung des Problems bis nach dem Krieg zu vertagen und, da offenbar sogleich etwas geschehen müsse, lediglich eine Autonomie für Siebenbürgen und das Banat zu schaffen, wobei sich das neue Gebilde völlig selbständig verwalten und nach außen vertreten solle; die Aufgaben des Staatsoberhauptes müsse ein Direktorium versehen, in dem auch Ungarn und Rumänien mit einem Delegierten sitze, dazu ein Reichsentsandter als Schiedsrichter in Streitfällen dieser Delegierten. Der Vorteil einer solchen vorläufigen Regelung wäre, daß beide verfeindeten Staaten genötigt seien, auf die spätere dauerhafte Lösung hin zusammenzuarbeiten; sie würden sich darin überbieten, die Siebenbürger, von denen die Entscheidung dereinst abhängen sollte, zu gewinnen, ebenso Deutschland; die Siebenbürger selbst wären sofort befreit von dem stets aus Budapest oder Bukarest genährten binnenheimatlichen Zwist; sie fänden rasch Gefallen an ihrer Selbstverwaltung und würden damit zum Kitt zwischen Budapest, Bukarest und Berlin. Ich er-

läuterte während unseres Gespräches diese mir immer deutlicher werdenden Möglichkeiten in hundert Einzelheiten.

Neubacher stimmte mir zu. Obwohl es tief in der Nacht war, fuhr er sofort nach Fuschl, zum Hochsitz der deutschen Außenpolitik in jenen Tagen, um unsere Gedanken vorzulegen. Am nächsten Nachmittag hatte ich dort selbst Gelegenheit, mich dazu zu äußern, ich fand durchaus Gehör, doch merkte ich, die Teilungspläne waren schon weit gediehen. Es fehlte der Wille, die nun für besser erkannte Idee entschieden aufzugreifen; vielleicht scheute man die Ungarn gegenüber schon festgelegten Italiener. Ich diente damals in Berlin als Reserveoffizier, benützte in den nächsten Wochen manche freie Stunde, im Einklang mit Neubacher beim Auswärtigen Amt — wie man so schön sagt — „nachzustößen“, und erfuhr auch, daß Landsleute von mir, als wären sie von einem Feueralarm herbeigerufen, ohne mit mir gesprochen zu haben, dieselben Vorschläge ebenso hartnäckig unterbreiteten wie ich.

Eines Septemberabends hörte ich im Volksdeutschen Klub in der Mollstraße, daß der Schiedspruch des Reiches und Italiens im Belvedere zu Wien den törichtsten Plan dennoch verwirklicht hatte. Ich glaubte schreien zu müssen. Die unheilvollen Folgen standen mir wie Bilder vor den Augen. An meine Landsleute zu denken, verursachte mir unsagbare Qual.

Als ich achtzehn Jahre später Neubacher zum erstenmal nach seiner Rückkehr aus Abessinien traf, erinnerten wir uns der Bemühungen, dem Schiedspruch von Belvedere einen klügeren Inhalt zu geben, und meinten, eine Publikation hierüber könne ein Beitrag zur Kriegsgeschichte sein. Vorher mußten wir allerdings in ruhigem Gespräch die Einzelheiten jener Aktion aus unserem Gedächtnis herausholen. Aufzeichnungen besaßen wir nur in ganz unzulänglicher Art. Zu dem ruhigen Gespräch kam es nicht mehr. Ich verschob die beabsichtigte Reise zu Neubacher. Heute bedauere ich es.

Die Darstellung, die wir vorhatten, wird nicht verfaßt werden. Sie hätte nur einen Wert, wenn sie wiedergeben könnte, wie Neubacher in n e r h a l b des Auswärtigen Amtes für unsere Idee eintrat.

Unnötig aber ist es nicht darauf hinzuweisen, daß er, der seine Aufgabe als deutscher Gesandter für den Balkan im Krieg so gut zu meistern wußte, weil er den Völkern gerecht zu werden trachtete, sich auch angesichts der bevorstehenden, jeder politischen Weitsicht widersprechenden Teilung Siebenbürgens bewährt hat; er sah, was sie bringen werde, sah es so genau wie wir Südostdeutschen; doch bei uns war es kein Verdienst, scharfsichtig zu sein, wir hatten den ererbten Instinkt dafür; er sah voraus, was dann kam: Haß, Jammer, Unfriede zwischen Ungarn und Rumänien, geschwächte Abwehrbereitschaft Ungarns gegen Rußland, tiefe Verbitterung in Rumänien.

Neubacher war eine starke, gerade, ehrenhafte Persönlichkeit, war, wie es ein gescheiter Nachruf aussprach, eine der bedeutendsten politischen Begabungen, die das Deutschtum Österreichs in unserem Jahrhundert hervorbrachte, also ein Realist, kein Ideologe, ein Diener des Reiches ohne Tadel, ein Geist, der die welterschütternden Geschehnisse unserer Epoche als historische Abläufe begriff und sie nicht nachträglich moralisch ausweidete, wie es so viele weder zu Opfern noch Taten fähige Schreiberlinge tun; er hatte sich lebendigen Löwen oft entgegengestellt; die toten zu treten, verzichtete er.

Ihn nicht zu vergessen, wird leicht sein, denn in seinem Bericht über seine Mission Ironie und Prägnanz und mit fast dichterischer Liebe für die Anekdote, die ja oft im Südosten steht er vor uns lebendig und beispielgebend; wie er mit männlicher

hundert Erklärungen aufwiegt, seine Taten, Erlebnisse und Erkenntnisse wiedergibt, so männlich enthält er sich jeder Klage über die erlittene grauenhafte Kerkerhaft. Man vergleiche damit die Selbstbemitleidung jener, die ihrer Zeit schmolten, weil sie sich einreden, sie könnten sie nicht bewältigen. Das Maß, nach dem gemessen werden muß, gab uns die Opferbereitschaft von Millionen im Krieg. Neubacher war ein Diplomat, der diesem Maß wahrhaft genügte.

Der Stoß in die Luft

Der Kampf um Bukarest im August 1944

Von Ferdinand Ernst Gruber

Der folgende Aufsatz ist ein Kapitel aus einer umfangreichen, noch unveröffentlichten Arbeit über die deutsche Katastrophe in Südosteuropa.

War die deutsche Führung über die Vorgänge in Rumänien, die den Ereignissen des 23. August 1944 (Abfall von der Achse) zusteueren, unterrichtet? Diese Frage muß bejaht werden. Berlin war im Bilde, das Oberkommando der Wehrmacht vielleicht noch mehr als das Auswärtige Amt und die Reichskanzlei. Man hat aber in völliger Verleugnung des komplizierten Kräftespiels in Bukarest und in Sinaia die Tatsachen nicht zugeben wollen, weil sich ihre Darstellung in den Rahmen der ausschließlich auf den Endsieg eingestellten Gesamtschau nicht einfügte. *)

Weder im Dienstbereich der Deutschen Gesandtschaft zu Bukarest noch der Heeresmission hatte man mit der Wahrscheinlichkeit eines erfolgreichen Umschwunges gerechnet, denn sonst wären zweifellos vorbeugende Maßnahmen getroffen worden. Nichts dieser Art ist geschehen. Wohl wurde im Frühsommer 1944 der Plan gefaßt, die wehrfähigen Männer der Bukarester deutschen Kolonie, die auf Kriegsdauer auf (unabkömmlich) gestellt waren, kurzfristig militärisch auszubilden, um sie bei drängendster Not in den Kampf zu werfen. Das kümmerliche Pflänzchen dieser Bierstischromantik, das sich im Heldentum des letzten Aufgebotes sonnte, wurde zeitweilig von den Berufsinteressen jener Volksgenossen überwuchert, die nicht einmal für sechs Wochen abkömmlich waren, und das „Fähnlein der Bukarester Aufrechten“ konnte fast zwei Monate nicht aufgesteckt werden, bis endlich die keineswegs erschreckende Schar der Tauglichen am 15. August zur Waffenausbildung einberufen wurde. Acht Tage später waren sie tot, verwundet oder gefangen, die beklagenswerten Opfer einer politischen und militärischen Katastrophe.

Es ist nicht erwiesen, wann Clodius**) aus dem Munde des Marschalls Antonescu dessen Absicht vernommen, von den Russen einen Waffenstillstand zu verlangen. Spätestens wird dieses Gespräch in der Zeit vom Ministerrat bis zur Audienz im Schloß, um die Mittagsstunde des 23. August, stattgefunden haben. Die Anhaltspunkte für eine begründete Annahme nach der einen oder anderen Richtung sind äußerst schwach

*) Nach Walter Schellenberg, dem Chef des deutschen Geheimdienstes im Ausland während des zweiten Weltkrieges, habe der deutsche Geheimdienst in Rumänien unter Walter Hagen ein beachtenswertes Können gezeigt; seine militärischen und politischen Informationen gingen bis ins Detail und wären geeignet gewesen, der deutschen Führung eine weitsehende Planung zu ermöglichen, wenn nicht Hitler und Ribbentrop wichtigste Berichte und Memoranden achtlos in den Wind geschlagen hätten. (Walter Schellenberg: Memoiren, Köln 1959, S. 323 ff.)